

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 81 (2019)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

**Bähler, Anna et al. (Hrsg.): Thuner Stadtgeschichte 1798–2018.
Attraktive Stadt, regionales Zentrum, nationaler Waffenplatz.**

Thun/Gwatt: Werd & Weber 2018. 316 S.

Zahlreiche Schweizer Städte und Gemeinden liessen in den letzten Jahrzehnten ihre Geschichte wissenschaftlich aufarbeiten. Ziel ist es dabei, eine breite Leserschaft anzusprechen: Menschen mit Bezug zum Ort, Fachpersonen, interessierte Laien wie auch Schulen. Damit erheben solche Projekte unter anderem den hohen Anspruch, den Erwartungen der lokalen Öffentlichkeit gerecht werden zu wollen, was nicht zu unterschätzende Herausforderungen in sich birgt – zumal Ortsgeschichte immer auch lokale Identitäten tangiert und auf spezifische Empfindlichkeiten und dominante Erzählungen trifft.

In Thun haben sich sieben Historikerinnen und Historiker (Anna Bähler, Thomas Brodbeck, Gerrendina Gerber-Visser, Christian Lüthi, Katharina Moser, Andrea Schüpbach und Philipp Stämpfli) dieser anspruchsvollen Aufgabe angenommen. Ihre Ergebnisse sind in ebenso viele thematische Kapitel sowie eine Synthese gegliedert. Ergänzt wird der Lauftext durch anekdotische oder erklärende Texte in Kästchen. Ein Personen- sowie ein Sach- und Ortsregister helfen bei der Suche, und eine Zeittafel stellt Thuner Ereignisse in Bezug zu solchen von schweiz- und weltweiter Bedeutung. Während der Untertitel des Buches einen Beigeschmack von Standortförderung hat, hebt sich der Inhalt angenehm davon ab: Die Thuner Stadtgeschichte wartet mit sorgsam kontextualisierten Fakten und in aufschlussreichen Visualisierungen vermittelten historischen Daten auf, die einen reichhaltigen Überblick bieten und zu weitergehender Forschung einladen.

Überraschenderweise folgt auf zwei Vorworte aus Politik und Verwaltung keine Einleitung der Autorinnen und Autoren. Der Unmöglichkeit, allen gehegten Erwartungen an eine Stadtgeschichte zu genügen, hätten sie an dieser Stelle begegnen, ihre Ansätze und ihr Verfahren offenlegen und ihre Arbeit damit nachvollziehbar machen können. So hätte etwa die Wahl des Untersuchungszeitraums, die Beschränkung auf das 19. und 20. Jahrhundert, einleitend erklärt werden können. Stattdessen wird die Leserin direkt in die Revolutionszeit um 1800 geworfen, die auch das «ruhige Landstädtchen» Thun anscheinend unvermittelt getroffen hat. Das erste Kapitel zu Helvetik und Mediation gewährt einen kurzen Rückblick auf das Ancien Régime, doch beschreibt es das ausgehende 18. Jahrhundert nicht mit seinen Dynamiken, sondern eher als einen Zustand, der seiner Überwindung harret.

Es ist verlockend, den Schwerpunkt auf das 19. und 20. Jahrhundert zu legen, denn ab diesem Zeitpunkt verändert sich das Selbstverständnis der Schweizer Landstädte, politisch und wirtschaftlich kommt Schwung in die Lokalgeschichte. Doch diese

Gewichtung wartet mit zwei historiografischen Herausforderungen auf, die sich in der Thuner Stadtgeschichte spiegeln. Erstens mit der Schwierigkeit, die vielfältigen Spannungen und Umbrüche im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu kontextualisieren, und zweitens damit, dass sich Stadtgeschichte mit einem Fokus auf die Moderne leicht als Entwicklungsgeschichte erzählen lässt, die dazu neigt, die Stadt einseitig als Ort der Modernisierung, der Demokratisierung und des Fortschritts zu beleuchten. Dem Sog dieses Narrativs entziehen sich die Autorinnen und Autoren stellenweise durchaus erfolgreich, etwa indem sie das Armenwesen überzeugend als sich veränderndes, aber bleibendes Aufgabenfeld der Stadt beschreiben. Und die eindrückliche Auseinandersetzung mit dem Dienstbotenwesen zeigt, wie die Stadt im 19. Jahrhundert zum Ort der grossen Versprechen, aber auch der grossen Ungleichheiten wird: Gewaltiger Reichtum konzentrierte sich bei wenigen, meist von auswärts kommenden Familien, die in Industrie und Tourismus investierten. Doch das Modernisierungsnarrativ erweist sich als zäh: Sei es in der Stadtentwicklung, wo die Stadt zu nachhaltiger Abfallentsorgung, Infrastruktur und Verdichtungspolitik findet, in der Politik, wo endlich auch Frauen mitgestalten dürfen, oder in der erfolgreichen Überwindung ökonomischer Krisen. In der Synthese dieser Stadtgeschichte entwickelt sich Thun vom Untertanenort über die Industrie- zur Kulturstadt und scheint somit einen glücklichen Endpunkt erreicht zu haben.

Wird die Geschichte einer Stadt erforscht, stellen sich die Fragen: Was ist eine Stadt und wie funktioniert sie? Wo beginnt sie und wo endet sie? Städte sind Orte der Verflechtung von Personen und Dingen, sind Akteure in ökonomischen Netzwerken und, um mit Saskia Sassen zu sprechen, Schauplätze globaler Prozesse. Was heisst das für den Fall einer Kleinstadt wie Thun? Rüstungsindustrie und «nationaler Waffenplatz» nehmen im Thuner Selbstverständnis – und in der Stadtgeschichte – einen zentralen Platz ein. Dass die Schweiz und mit ihr auch Thun ab 1933 zu einem Standort der verdeckten deutschen Rüstung wurde und die Versorgung der Schweizer Armee nur einen sehr geringfügigen Anteil der Produktion ausmachte, hätte Erwähnung verdient.¹ Auch die Tatsache, dass noch heute siebzig Prozent der in Thun produzierten Munition exportiert wird,² bleibt ausgeklammert, während die Thuner Geschichte mit Blick auf den Solarzulieferer Meyer Burger durchaus auf jüngste wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen hinweist. Eine stärkere Sichtbarmachung der sich verändernden Verflechtung Thuns mit ihrem regionalen Umland wäre ebenfalls hilfreich für ein tiefer gehendes Verständnis der Bedeutung und des Funktionierens der Stadt.

Während dem Anspruch nach Überblick in der *Thuner Stadtgeschichte* durchaus Genüge geleistet wird, unterscheidet sich die analytische Tiefe der verschiedenen Beiträge. Nicht überall gelingt es gleich gut, die Geschichte der Stadt in einen breiteren Kontext zu stellen und zu zeigen, dass Geschichte Fragen stellen und nicht bloss Fakten

aneinanderreihen will. Mehr Mut zur Präsenz der Autorinnen und Autoren wäre hier wünschenswert, sei dies in einleitenden Anmerkungen, in kritischen Analysen oder in einer gründlicheren Auseinandersetzung mit den zahlreichen, teilweise aber leider etwas beiläufig erscheinenden Bildern.

Lina Gafner, Basel

- ¹ Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg: Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht. Zürich 2002, 220–223.
- ² Schmutz, Christoph G.: Wenn die Armee immer weniger Munition kauft. In: NZZ online, 18.8.2015, URL: <https://www.nzz.ch/wirtschaft/unternehmen/wenn-die-armee-immer-weniger-munition-kauft-1.18597603>.

Bichsel, Therese: Überleben am Red River. Roman.

Basel: Zytglogge 2018. 361 S.

In Winnipeg, der blühenden kanadischen Metropole, wurde 2014 am Zusammenfluss von Red River und Assiniboine River das kanadische Museum für Menschenrechte eröffnet. Genau dort spielt ein Teil von Therese Bichsels Roman *Überleben am Red River*. Der Begriff «Menschenrechte» war damals, 1822, zwar in der philosophisch-juristischen Literatur bereits gut eingeführt, in der Praxis jedoch weitgehend Wunschdenken – auch in der Schweiz und in Kanada.

Das müssen die Protagonistinnen und Protagonisten in Bichsels Roman immer wieder erfahren. Es handelt sich dabei um Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Berner Oberland, dem Emmental, dem welschen Kantonsteil, aus Neuenburg und sogar aus Deutschland: kinderreiche Familien, alleinerziehende Mütter, Junggesellen und unbegleitete junge Frauen, insgesamt rund 170 Personen. Sie alle werden durch die Subsistenzkrise von 1816/17 in unerträgliche Not gestürzt und setzen ihre ganze Hoffnung auf ein neues Leben am Red River.

Erzählt wird die auf wahren Begebenheiten basierende Geschichte aus zwei Perspektiven, nämlich aus derjenigen der zwanzigjährigen Elisabeth Rindisbacher sowie aus derjenigen der zehnjährigen Anni. Diese beiden Frauenstimmen werden durch eingeschobene Quellenzitate – Auszüge aus Briefen, Eingaben, Erinnerungen, Werbeprospekten usw. – ergänzt. Eigenartig mutet an, dass die Erlebnisse und Gefühle des Mädchens Anni aus der Ich-Perspektive erzählt werden, leider kaum je in einer kindergerechten Ausdrucksweise.

In einem ersten Teil werden das Leben und die Not der beiden Familien Rindisbacher und Scheidegger in ihrer Heimat geschildert. Rindisbachers müssen ihr Heimet in Eggiwil nach dem kalten, erntelosen Sommer 1816 verlassen. In Münsingen mieten

sie sich schliesslich in eine Wohnung ein und versuchen, sich mit diversen Arbeiten über Wasser zu halten. Auch Scheideggers wohnen zur Miete. Vater Scheidegger kann in den Krisenjahren nicht mehr allein von seiner Tätigkeit als Wundarzt in der Stadt Bern leben. Deshalb kauft er zwei Webstühle, auf denen seine zwei ältesten Kinder Stoffe weben müssen. Aber auch damit kommen Scheideggers auf keinen grünen Zweig.

Da vernehmen beide Familienväter, dass Hauptmann Rudolf von May Leute anwirbt für die Auswanderung nach Nordamerika. In einer gedruckten Broschüre schildert er die Vorteile der Kolonie von Lord Selkirk am Red River beim Lake Winnipeg: milde Sommer, fruchtbarer Boden, riesige Ebenen, Holz im Überfluss, fischreiche Gewässer. Die Reise von der Schweiz nach Kanada sei gut organisiert, für alles sei gesorgt. Das tönt für die beiden Familienväter wie die Verheissung des gelobten Landes. Gegen den mehr oder weniger starken Widerstand der Frauen und den Widerwillen der meisten Kinder entscheiden sie sich zur Auswanderung.

Damit beginnt der zweite Teil des Buches, der die Reise von Bern an den Red River erzählt. Via Aare und Rhein geht es über den Atlantik in die Hudson Bay. War schon die Überfahrt in den beengenden Verhältnissen an Bord beschwerlich und leidvoll, mit schlechtem und zu wenig Essen, mit Krankheiten, Langeweile und dem immer stärker werdenden Gefühl, von Hauptmann von May betrogen worden zu sein, so wird die weitere Wegstrecke durch die kaum erschlossene kanadische Prärie zur Tortur. Erst im Herbst 1821 treffen die Flüchtlinge am Red River ein – viel zu spät und auch zu abgekämpft, um noch selbst Häuser bauen und Felder bestellen zu können.

Im dritten Teil des Buches geht das Elend weiter. Nichts ist so, wie von von May versprochen. In den Forts, in denen die Ausgereisten vorübergehend untergebracht werden, herrscht Mangel an allem: Unterkunft, Nahrung, Heizmittel, Frauen. Gerade dieser Frauenmangel ist aber in gewisser Hinsicht für die Neulinge ein «Glücksfall». Familien, die heiratsfähige Töchter haben, können sich durch deren Verheiratung mit den Meurons – nach ihren offiziellen militärischen Einsätzen in der Kolonie verbliebene Soldaten der Berner Regimenter de Meuron und von Wattenwyl – zumindest eine passable Unterkunft in den Soldatenhäusern erkaufen. Und ohne die Hilfe der Indianer hätten wohl einige nicht überlebt.

Nach dem harten Winter keimt bei den Überlebenden Hoffnung auf, nun endlich eine eigene solide Existenz aufbauen zu können. Aber das Pech bleibt ihnen hold. Unzählige widrige Umstände zermürben die Auswanderer, nach und nach verlassen die Schweizer Siedler Selkirks Kolonie, reisen in die USA weiter oder kehren in die Schweiz zurück.

Die Scheideggers ziehen im Sommer 1823 in die Gegend von Minneapolis. Die Rindisbachers harren noch drei Jahre aus. Als aber 1826 eine grosse Überschwemmung – für

die der Red River bis heute berüchtigt ist – ihr Haus wegschwemmt und ihr Land überflutet, geben auch sie auf und wandern weiter in die USA. Dort macht der Sohn Peter Karriere als Künstler. Seine Bilder von der Reise über den Atlantik und von den Indianern am Red River legen den Grundstein für seinen Ruhm als «Indianermaler».

Bichsels Roman ist spannend geschrieben und kann trotzdem nicht recht begeistern. Zwar ist die Geschichte sehr gut recherchiert und historisch korrekt dargestellt. Aber das Romanhafte, von dem wir hier erwarten, dass es historische Fakten zu packenden Lebensbildern verdichtet, enttäuscht. Die Figuren werden fast ausschliesslich durch ihr Schicksal charakterisiert und erhalten so keine richtige Tiefenschärfe. Sie scheinen sich in einer Schneekugel zu bewegen. Was sich ausserhalb ihres engen Horizonts abspielt, dringt nur selten bis in die Buchzeilen vor. Wir leiden zwar mit bei jedem neuen Unglück, den vielen Ungerechtigkeiten und Menschenrechtsverletzungen, die ihnen widerfahren. Aber wir merken kaum, dass diese Menschen sich in einem grossen Kosmos bewegen. Die vielen Hundert schottischen Kolonisten, die Indianer, die Händler, die Soldaten, die Angestellten der Hudson's Bay Company – Randnotizen. So erscheint das Land wüst und leer, ein Scheitern von vornherein unausweichlich.

Trotzdem ist Bichsels Roman für historisch interessierte Menschen ein Gewinn. Wie bereits 1985 Eveline Hasler in ihrem vom ganzen Setting her sehr ähnlichen Roman *Ibicaba* ruft Bichsel ein in der breiten Bevölkerung noch wenig bekanntes Kapitel der mittlerweile gut erforschten Migrationsgeschichte der Schweiz¹ in all seinem Elend in Erinnerung.

Stefan Hächler, Bern

¹ Vgl. Holenstein, André et al.: Schweizer Migrationsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Baden 2018.

**Hesse, Christian et al. (Hrsg.): Eroberung und Inbesitznahme.
Die Eroberung des Aargaus 1415 im europäischen Vergleich.**

Ostfildern: Thorbecke 2017. 311 S.

2015 jährte sich die Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen zum 600. Mal. Es war das in der Öffentlichkeit am wenigsten zur Kenntnis genommene Jubiläum des Jahrs, neben Morgarten, Marignano und dem Wiener Kongress. Umso verdienstvoller ist, dass Christian Hesse, Regula Schmid und Roland Gerber dazu 2015 eine Tagung organisiert haben und die dort gehaltenen Vorträge nun in einem gediegenen Band präsentieren.

Ausgangspunkt für das Thema der Tagung war die Beobachtung, dass im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts in Europa eine ganze Reihe von «gewaltsamen Herrschaftsaneignungen» erfolgten. Christian Hesse entwickelt in der Einleitung am Beispiel des Aargaus die Themen und Fragestellungen: Nach der Eroberung oder Annexion mussten die Gebiete gesichert, die Herrschaft ausgebaut und eine Verwaltung aufgebaut werden. Die neuen Herrscher mussten eine Legitimation für ihr Handeln vorlegen und einen Ausgleich mit den Verlierern finden. Diese drei Themenkreise werden im Band jeweils aus eidgenössischer und aus internationaler Sicht betrachtet. Im Folgenden beschränke ich mich auf einige eidgenössische Beiträge.

Peter Niederhäuser umreiss in seinem Beitrag die Person Herzog Friedrichs IV. und seine Situation im Jahr 1415. Friedrich hatte 1404 eine schwierige Situation angetreten: Familienstreit, Schulden, kaum Präsenz in den Vorlanden und bald Konflikte in der Ostschweiz (Appenzeller Krieg) und in Tirol mit dem Adel – beide konnte Friedrich unterdrücken und rivalisierende Fürstbischöfe zurückbinden. Mit einem grossen Lehenstag in Baden demonstrierte er habsburgische Stärke und schloss mit den Eidgenossen den Fünfzigjährigen Frieden. Dennoch erkennt Niederhäuser strukturelle Probleme: Der Umfang der habsburgischen Herrschaft erschwerte eine effiziente Verwaltung, ein Grossteil des Besitzes in der heutigen Schweiz war verpfändet. Wer sollte die Macht für die Habsburger ausüben? Wer war zuverlässig und verfolgte nicht primär eigene Interessen? Das trifft zweifellos zu, doch: Hatten andere Fürsten diese Probleme nicht auch?

Die bernische Politik von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1415 untersucht Roland Gerber. Nach dem Laupenkrieg trachtete Bern danach, seine Vormachtstellung in der Landgrafschaft Burgund zu sichern, vor allem mit Landfriedensverträgen mit allen wichtigen Herrschaftsträgern. Mit dem Versuch Leopolds III. nach 1373, seine Landesherrschaft auszubauen, geriet Bern unter Druck, auch von Freiburg. Ein Wechsel im Regiment 1384 konnte Berns finanzielle Situation stabilisieren, ab 1393 erfolgte eine Territorialpolitik mit Intensivierung der bestehenden Herrschaft und dem Knüpfen von Banden in den Aargau. Nachdem Luzern aber Bern Willisau weggeschnappt hatte, griff Bern aktiver in den Aargau aus. Der Fünfzigjährige Frieden bedeutete ein Hindernis dafür, worauf Bern mit einer aktiven Kriegsvorbereitung begann – der Kriegszug 1415 war bloss die Konsequenz davon.

Martina Stercken betrachtet die kleinen Herrschaftsträger, ihren Spielraum und ihr Handeln, und die Frage, ob sie die Herrschaftsverhältnisse mitgeformt haben. Dabei dominieren Adel und Kleinstädte den Beitrag, während geistliche Institutionen etwas zu kurz kommen.

Das Schicksal der adligen habsburgischen Gefolgsleute im Aargau verfolgt Bruno Meier: Die Familien konnten sich sehr unterschiedlich behaupten – Eigengut half dabei.

Entsprechend dauerte die Konsolidierung der neuen Herrschaft zum Teil lange, in den Gemeinen Herrschaften war sie erst gegen Ende des Jahrhunderts abgeschlossen, wenn Lücken in der schriftlichen Überlieferung ausgeschlossen werden.

Barbara Studer Immenhauser schildert, wie Bern im Lauf der Zeit die Landvogteien im (Unteren) Aargau errichtete – die letzte erst 1732, nach dem Kauf der Herrschaft Kasteln. Nicht klar wird jedoch, auf welchen Titel Bern seine Landeshoheit abstützte, jedenfalls abgesehen von den Städten, wo sie in der Kapitulation festgehalten wurde. Zudem leidet der Beitrag an zu forschen Aussagen wie: «Die Verwaltung war nämlich seit dem Mittelalter nicht ausgebaut worden, sie bestand auch 1798 nur aus den wenigen genannten Amtsträgern» (S. 174) – wenn man nur die Beamten der Landvogteien betrachtet, mag die Aussage stimmen, sie blendet aber neue Zweige der zentralen Verwaltung wie die Zollverwaltung ebenso aus wie die Chorgerichte und die Zahl der Mitarbeiter.

Die schwierige Situation in den Gemeinen Herrschaften, namentlich den Freien Ämtern, beleuchtet Anne-Marie Dubler. Die inneren Orte betrachteten die Gemeinen Herrschaften als ihren Teil der Beute, da sie sonst von den Städteorten umschlossen waren. Nach der Reformation verstärkte sich die Kluft. So war der Aufbau einer gemeinsamen Verwaltung schwierig – die Eidgenossen insgesamt erwarben nach 1528 keine weiteren Herrschaften.

Die «Ewige Richtung» und die folgenden Verträge zwischen Habsburg und den Eidgenossen untersucht Claudius Sieber und kommt zum Ergebnis, dass die «Ewige Richtung» ein Versuch gewesen sei, der erst im Nachhinein, unter anderem in der «Erb-einung» von 1511, hochstilisiert worden sei.

Auch die übrigen Beiträge bringen neue Erkenntnisse oder werfen weitere Fragen auf. Mit Blick auf die Schweiz fehlt mir eine Untersuchung zu Luzern: Auch Luzern ging als einzelner Ort vor und konnte sich ein rechtes Stück des Kuchens sichern, nachdem es schon in den Jahrzehnten zuvor forsch ausgegriffen hatte. Und was geschah mit den übrigen Gebieten Friedrichs IV.? Das wäre der naheliegendste Vergleich. Die internationale Perspektive hat – positiv – eine helvetische Nabelschau verhindert und den Blick geweitet. Ein Vergleich ist aber nur vereinzelt möglich, etwa mit dem Beitrag zur eidgenössischen Expansion ins Tessin und Eschental: Die Spanne zwischen Detailuntersuchungen und Überblicksdarstellungen ist zu gross. Anregend sind sie aber auf jeden Fall.

Felix Müller, Brugg

Ingold, Niklaus et al.: Strahlenmedizin. Krebstherapie, Forschung und Politik in der Schweiz, 1920–1990.

Zürich: Chronos 2017. 224 S.

Die vorliegende Monografie zur Geschichte der Strahlenmedizin in der Schweiz von 1920 bis 1990 wurde von den Radiumstiftungen in Zürich (mittlerweile aufgelöst) und Bern angeregt. Die Historiker Niklaus Ingold und Dominic Studer sowie die Historikerin Sibylle Marti steuern je ein Kapitel bei und bleiben dabei stets kohärent. Sie zeigen anschaulich, wie die Anwendung von Strahlen in der Medizin nicht nur von wissenschaftlichen und therapeutischen, sondern auch von politischen, wirtschaftlichen und militärischen Interessen geprägt war. Ingold leitet den Band mit einer konzisen Übersicht zu den wichtigsten Entwicklungen ein, die in den folgenden drei Kapiteln vertieft werden. Die Autoren und die Autorin konzentrieren sich auf das Universitätsspital Zürich und das Inselspital in Bern. Die Kapitel sind chronologisch geordnet und beleuchten je einen anderen Aspekt. Daniel Aebersold, Vorsteher des University Cancer Center Inselspital und Präsident der Bernischen Radiumstiftung, schliesst das Buch mit Gedanken zu historischen Kontinuitäten betreffend Finanzierung, Organisation, Therapien und technische Möglichkeiten in der heutigen Strahlenmedizin.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in Physik und Medizin eine regelrechte Strahleneuphorie. Radium wurde zur Krebstherapie und als Radiumschwachtherapie, die belebend hätte sein sollen, benutzt. In der Schweiz vermieteten und organisierten ab den 1920er-Jahren drei Stiftungen (je eine in Bern, Zürich und der Romandie) Apparaturen und Radium. Viele leitende Ärzte grosser Kliniken, auch des Inselspitals, waren in den Stiftungen tätig und beschafften so Radium für ihre Abteilungen. Dadurch grenzte man sich von der Konkurrenz ab und steigerte das Prestige der Institution. National reguliert wurde Strahlenforschung ab 1945 durch eine Studienkommission für Atomenergie, wobei viel Expertise von den Mitgliedern der existierenden Radiumstiftungen kam. 1958 ersetzte man diese Kommission durch eine für Atomwissenschaft und gliederte sie dem Nationalfonds an, was dem Trend hin zu einer zivilen Nutzung von Atomkraft entsprach. Vier Jahre später kam die Strahlenforschung in die reguläre Forschungsförderung.

In der Anfangszeit der Strahlenmedizin gestaltete die Radiumindustrie die Nachfrage stark mit, wie Studer im ersten Kapitel aufzeigt. Seit der Jahrhundertwende war der Handel mit dem Rohstoff meist mit einem Monopol und oft mit nationalen Interessen verknüpft. In den frühen 1920er-Jahren fand man reiche Vorkommen in Belgisch-Kongo. Radium Belge wurde Monopolist und betrieb aktives Marketing. Zugleich produzierte die Firma weniger als möglich, zahlte wenig Lohn und schrieb grosse Gewinne.

In der Schweiz wurde dies spürbar: Immer wieder beklagten sich Klinikärzte, dass zu wenig Radium erhältlich sei. Studer bettet seine Entstehungsgeschichte der Radiumstiftungen in Zürich und Bern mehrheitlich in den nationalen Kontext. Er weist etwa darauf hin, dass der Bund den Kampf gegen die Tuberkulose priorisierte und man deshalb nicht auf öffentliche Gelder hoffen konnte. Gleichzeitig vermochten Kliniken den hohen Radiumpreis alleine nicht zu bezahlen. Während die internationalen Verknüpfungen manchmal etwas unscharf bleiben, sind Studers kantonale Vergleiche sehr erhellend.

Im zweiten Kapitel beleuchtet Marti, wie militärische Interessen die Anschaffung von technischen Geräten und die Forschung zur Strahlenmedizin in der Schweiz prägten. Die Armee unterstützte beide Vorhaben als Autarkiebestrebungen im Rahmen der totalen Landesverteidigung. Die erwähnte Studienkommission schaffte eine Betatron-Anlage von Brown, Boveri & Cie. in Baden an. Adolf Zuppinger, Berater der Studienkommission und Direktor des Strahleninstituts am Inselspital, begründete die Anschaffung des Betatrons damit, dass Informationen aus den USA oder England unsicher seien. Aus Gründen, die Marti nicht ausführt, kam der Apparat ans Inselspital. Militärisches und medizinisches Interesse vermischten sich in der Grundlagenforschung, beispielsweise zur Ausbreitung von Strahlen im Körper. In den 1950er-Jahren nahmen Zuppinger und sein Team rege am internationalen Forschungsaustausch teil. Das Militärdepartement segnete alle Publikationen ab, obwohl so die Autarkiebestrebungen in gewisser Weise unterlaufen wurden.

Im letzten Kapitel untersucht Ingold, wie die neu aufkommende Computertechnik die Strahlentherapie veränderte und welche gesellschaftlichen Debatten diese Entwicklung begleiteten. Er stellt seine Beobachtungen in den Kontext der weitverbreiteten politischen Planung der 1960er-Jahre, die sich durch Zuversicht in Wissenschaft und Technik auszeichnete. Der Hauptauslöser für die Spitalplanung in der Schweiz waren die steigenden Kosten, die unter anderem der Computerisierung der Medizin geschuldet waren. Rechner kamen in die Strahlenmedizin, weil Röntgentechniken von der Hochvolttherapie abgelöst wurden und die Frage nach der Schädlichkeit der Strahlendosis eine hohe Rechenleistung benötigte. Dadurch entwickelten sich neue bildgebende Verfahren und neue Berufe, wie zum Beispiel der des Medizinphysikers. Zugleich war es für Mediziner schwierig, neue Apparate anzuschaffen, weil in Politik und Gesellschaft eine grosse Skepsis gegenüber Strahlen vorhanden war. In seinem sonst relativ technischen Kapitel skizziert Ingold zum Schluss, wie medizinische Diagnosen und gesellschaftliche Diskurse über Krebs in den 1970er-Jahren mit der steigenden Technisierung enttabuisiert wurden. Er argumentiert plausibel, dass gerade wegen der neuen technologischen Möglichkeiten Fragen zum Umgang mit Patienten wichtiger wurden und Ärzte offener kommunizieren mussten.

Die Kapitel zeichnen sich durch eine erfreulich kohärente und stets überzeugende empirische Herangehensweise aus, wozu der Abdruck von Quellen beiträgt. Der Autorin und den Autoren gelingt es auf bestechende Art und Weise, nicht nur die Geschichte der Strahlenmedizin zu erzählen, sondern an diesem Beispiel aufzuzeigen, wie gesellschaftliche Entwicklungen die Medizin beeinflussen.

Tizian Zumthurm, Bern

Kaestli, Tobias (Hrsg.): Nach Napoleon. Die Restauration, der Wiener Kongress und die Zukunft der Schweiz 1813–1815.

Baden: Hier und Jetzt 2018 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 91). 255 S.

Le Congrès de Vienne est un événement difficile à célébrer et à analyser d'un point de vue helvétique. Essentiel pour la compréhension de l'histoire de la Suisse moderne, il a laissé des souvenirs mitigés dans maintes régions du pays alors qu'il fut fondateur dans d'autres. L'attitude des Suisses en Autriche n'a, qui plus est, pas laissé de brillants souvenirs dans la mémoire collective.

Divisée en de multiples intérêts souvent contradictoires où les ambitions à court terme des uns télescopent celles des autres, la Confédération dévoile devant les vainqueurs de Napoléon un visage peu glorieux, qui contredit l'image d'unité que la Suisse aime brandir. Pourtant le piètre souvenir de ces journées viennoises déterminera dans une large mesure son histoire future. Les libéraux cherchent, dès le début des années 1830, à réformer les institutions vermoulues du pays pour lui permettre de renforcer sa position sur la scène internationale. Et c'est stimulés par l'échec de leurs adversaires que les radicaux pourront imposer leur vision d'une Suisse plus centralisée, au lendemain de la guerre du Sonderbund.

Chaque canton a donc abordé cet événement majeur de notre histoire à sa façon. Genève, Neuchâtel et le Valais l'ont fêté en grandes pompes, mais de nouvelles publications sont venues enrichir une historiographie plutôt discrète sur la question. Les traumatismes du passé semblaient hanter la recherche. Or un nouveau regard sur les conséquences du Congrès pour les cantons et la Suisse était nécessaire. Cette période peu étudiée et souffrant d'un considérable discrédit en dehors des régions qui ont profité des décisions prises dans la capitale des Habsbourg mérite une enquête approfondie tant elle reflète une réalité paradoxale: la faiblesse d'une Suisse vouée à des décisions qui dépendent des grandes puissances et qu'elle ne maîtrise pas, mais aussi sa capacité à se réinventer progressivement, bien que lentement, dans un contexte largement défavorable.

En 2015, la Société d'histoire du canton de Fribourg a organisé un colloque consacré à la position délicate des «petits» Etats malmenés durant les guerres révolutionnaires puis napoléoniennes. Les *Annales fribourgeoises* de 2017 (vol. 79) ont repris une partie des contributions présentées à cette occasion.

La fin de l'ère napoléonienne fut en outre dramatique pour le canton de Vaud, dont l'existence comme canton suisse égal aux autres fut proclamée par l'Acte de Médiation en 1803. Qu'allait-il advenir cette «création de Bonaparte»? On le sait, les Bernois échoueront à récupérer leurs possessions argovienne et vaudoise, mais l'alerte fut chaude dans un contexte helvétique chaotique, où l'on échappa de peu à une guerre civile en bonne et due forme. Les Actes d'un colloque à ce sujet organisé en 2014 ont été publiés en 2017 dans l'ouvrage *Le Congrès de Vienne et le Canton de Vaud 1813–1815* (Bibliothèque historique vaudoise no 144).

Le cas hautement complexe de l'ancien Evêché de Bâle a largement animé ce grand élan scientifique et a offert deux forts ouvrages qui revisitent les situations à la fois conjointes et à bien des égards antagoniques des territoires septentrionaux du futur canton du Jura et de Bienne. Celui en français, dirigé par Jean-Claude Rebetez et Damien Bregnard et intitulé *De la crosse à la croix. L'ancien Evêché de Bâle devient suisse (Congrès de Vienne – 1815)*, est sorti en 2018 aux *Éditions Alphil*.

Titre judicieux car la question de l'arrimage de l'ancien Evêché à la Confédération est bien l'un des enjeux de cette question suisse qui irrite tant les diplomates réunis à Vienne. Et c'est elle aussi que l'on rencontre au cœur de l'ouvrage dirigé par Tobias Kaestli. Dans une première contribution, André Holenstein rappelle le contexte du Congrès et les problèmes propres à la Suisse. La Diète qui en est l'autorité suprême est totalement prise au dépourvu par l'effondrement rapide de l'empire napoléonien. Son indécision handicapa grandement les Suisses. La décision de «neutraliser» la Suisse destinée à fonctionner comme un Etat tampon entre la France et l'Autriche ne peut dès que réjouir des Helvètes absorbés par leurs querelles internes. Berne, de son côté, rêve encore de retrouver son ancienne grandeur et il faut la détermination d'Alexandre pour lui faire accepter l'inévitabilité d'une Restauration partielle de l'Ancien Régime, au nom d'une stabilité intérieure de la Suisse à laquelle les puissances tiennent par-dessus tout.

Charles Pictet et Peter Lehmann évoquent pour leur part la fascinante personnalité de Charles Pictet de Rochemont. Avec l'appui du Grec au service de la Russie Jean Capo d'Istria, le Genevois parviendra à négocier habilement, entre Vienne, Paris et Turin, les frontières de son futur canton. Il faut dire qu'il a déjà l'oreille des souverains grâce à son expertise dans l'élevage des moutons mérinos, déjà appréciée loin à la ronde. Il en bénéficiera pour entretenir un commerce étroit avec rois et empereurs, curieux des nouvelles découvertes en matière d'agronomie. La comparaison que Peter Lehmann propose

entre le Genevois et le délégué bernois Ludwig Zeerleder est symbolique du renversement des rapports de force au sein de la Confédération. Pictet est en contact permanent avec les grands de ce monde alors que Zeerleder, isolé, figure dès le début du Congrès parmi les perdants de l'opération.

Le destin de l'ancien Evêché de Bâle occupe bien entendu le centre de l'ouvrage. Jean-Claude Rebetez reprend les apports nouveaux que son propre livre a mis en évidence alors que Tobias Kaestli plonge le lecteur dans l'histoire tout aussi mouvementée de la ville de Bienne. Tous les «Jurassiens» plaident en cœur pour un rattachement à la Suisse. Mais sous quelle forme? Les nombreux statuts que l'ancien Evêché a revêtus depuis 1789 et l'occupation française affaiblissent considérablement la position de ses négociateurs. La séparation de fait entre le nord du pays jurassien, soumis à l'autorité du cousin de Metternich le gouverneur-général d'Andlau, et le sud, et surtout Bienne, qui pense pouvoir exciper de son long et ancien compagnonnage avec les Confédérés pour pouvoir accéder au rang de canton, ne facilitent pas non plus la défense d'une région qui n'exhibe aucune unité d'action. Et la situation est d'autant plus compliquée pour eux que, très tôt déjà, les puissances ont pris le parti de céder l'ancien Evêché dans son intégralité aux Bernois, en compensation de la perte de Vaud et de l'Argovie.

Le volume est complété par deux contributions originales. La première, due à Valentine von Fellenberg, étudie la dimension politique qui se cache derrière la décision de construire le Lion de Lucerne, hommage aux martyrs du drame du 10 août 1792 aux Tuileries, et le monument installé dans la cathédrale de Berne en l'honneur des Suisses tombés lors de l'invasion française de 1798. Un monument que La Harpe, outré, qualifie de «provocation gratuite». Deux œuvres qui témoignent de l'esprit qui règne en Suisse au début de la Restauration. La seconde, de Dieter Schnell, montre que Berne, amputé de vastes territoires, a réduit ses ambitions en se montrant d'une extrême prudence financière dans ses choix architecturaux. Par ses angles de vue fort variés, l'ouvrage dirigé par Tobias Kaestli apporte une contribution de poids à la redécouverte de ce moment fondateur qu'est le Congrès de Vienne et qui sous-tend ce XIX^e siècle décisif pour la Suisse.

Olivier Meuwly, Lausanne

Meier, Oliver et al.: Der Gurlitt-Komplex. Bern und die Raubkunst.

Zürich: Chronos 2017. 408 S.

Am 7. Mai 2014 fand sich Bern plötzlich ins Epizentrum jahrelanger Erschütterungen rund um NS-Raubkunst und Restitutionsforderungen gerückt, als bekannt wurde,

dass Cornelius Gurlitt (1932–2014), Spross einer bedeutenden Kunsthändlerfamilie, testamentarisch die Stiftung des Kunstmuseums Bern als Alleinerbin seiner Kunstsammlung bestimmt hatte. Gurlitt war wegen vermuteter Steuerdelikte im Herbst 2011 ins Visier der Staatsanwaltschaft geraten. Kurz darauf stiessen Ermittler in seiner Münchner Wohnung auf über tausend Kunstwerke, von denen viele seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen gegolten hatten. Darauf wurden die Bilder beschlagnahmt und 590 davon in der Datenbank *Lostart* veröffentlicht, womit das Strafverfahrensgeheimnis gebrochen wurde. In der Folge durchlief die Causa Gurlitt eine bizarre Entwicklung, denn an ihr betrieben deutsche Behörden ein politisch motiviertes Verfahren, das die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* als «obszön» bezeichnete. Die Überraschung kam mit Gurlitts Tod und testamentarischer Verfügung, womit das Minenfeld um seinen Nachlass an das Kunstmuseum Bern fiel. Das öffentliche Interesse galt aber nicht nur dem alternden Mann mit dem von den Medien zum «Nazischatz in Milliardenhöhe» gepeitschten Schwabinger Kunstfund, sondern auch dessen Vater Hildebrand Gurlitt (1895–1956). Dieser gehörte zu den wichtigsten Akteuren des NS-Kunstsystems. Da bislang nur wenig über ihn und seine Geschäfte bekannt war, drängte sich bald eine verstärkte personen- und kontextbezogene Forschung auf. Schnell wurden zum Gurlitt-Hype einige nicht immer exakt recherchierte Bücher auf den Markt geworfen,¹ aber keines beantwortete die Frage: Warum ausgerechnet Bern? Dieses Rätsel haben die drei Journalisten der *Berner Zeitung* Oliver Meier, Michael Feller und Stefanie Christ in einer material- sowie detailreichen, flüssig geschriebenen Untersuchung über die Berner Verbindungen zur Familie Gurlitt gelöst: *Der Gurlitt-Komplex. Bern und die Raubkunst* heisst das imposante Werk, das sich zur Aufgabe gemacht hat, Licht «auf die Mechanismen von Beziehungsnetzen, auf die zwiespältige Rolle von Kunstsammlern, Kunsthändlern, Museumsverantwortlichen, Medien, Anwälten und selbst ernannten Interessensvertretern» zu werfen.

Der Fall ist allerdings komplexer, als man sich wünscht, denn die Positionen von Opfer und Täter, von Helfer und Profiteur, von Moral und Machbarkeit changieren und sind nicht immer eindeutig identifizierbar: So war Hildebrand Gurlitt als Direktor des König-Albert-Museums in Zwickau, wo er sich für die Avantgarde eingesetzt hatte, selbst Opfer der NS-Politik. Wegen seiner jüdischen Grossmutter galt er als «jüdischer Mischling zweiten Grades». Trotzdem wurde er in Paris akkreditierter Kunsteinkäufer für das geplante «Führermuseum» in Linz und profitierte vom System der NS-Diktatur. In dieser Zeit bildete die Schweiz seinen wichtigsten Absatzmarkt: Er vermittelte dem Kunstmuseum Basel Franz Marcs *Tierschicksale* und über August Klipstein verkaufte er Gemälde Wassily Kandinskys, die als «entartet» beschlagnahmt worden waren, an den New Yorker Sammler Salomon R. Guggenheim. Nach dem Krieg konnte sich Gurlitt

rehabilitieren und wurde Leiter des Kunstvereins in Düsseldorf. Seinen während der NS-Diktatur zusammengetragenen Bilderschatz behielten er und seine Erben allerdings geheim. Seine Witwe erklärte noch 1960, dass die ganze Sammlung bei der Bombardierung Dresdens verbrannt sei.

Der Gurlitt-Komplex beleuchtet die engen Beziehungen von privaten Sammlern mit professionellen Händlern, insbesondere auch mit der Firma Gutekunst und Klipstein – der späteren Galerie Kornfeld in Bern – und dem Kunsthändler Roman Norbert Ketterer, der nach dem Krieg dazu beigetragen hat, die von den Nationalsozialisten verfemte klassische Moderne Deutschlands in den Kanon der westlichen Kunst zurückzuführen. Die Studie ist akribisch recherchiert, erweitert markant den bisherigen Kenntnisstand über die Verhältnisse in der Schweiz, wie sie im Bergier-Bericht grundlegend untersucht wurden,² und bietet spannende Details. Sie liefert auch einen informativen Einblick in die Mechanismen des Kunsthandels. Leider gelingt es ihr nicht, ohne Unterstellungen und einen moralisierenden Unterton das Tun und Handeln einzelner Akteure zu bewerten. Auch ist die Struktur des Bandes nicht immer schlüssig. Gleichwohl wurde hier eine beachtliche Leistung mit erheblichem Mehrwert vorgelegt.

Inzwischen ist der Druck auf die Schweizer Museen, endlich ihre Bestände auf deren Provenienzen systematisch zu durchleuchten, gestiegen. Mit der Übernahme der Sammlung Gurlitt will nun das Kunstmuseum Bern neue Standards setzen, sowohl was die Herkunftsforschung als auch was den Umgang mit Raubkunst betrifft. Man wird sehen, wie sich diese Standards manifestieren.

Marc Fehlmann, Basel

¹ Koldehoff, Stefan: Die Bilder sind unter uns. Das Geschäft mit der NS-Raubkunst. Frankfurt am Main 2009; Koldehoff, Stefan: Die Bilder sind unter uns. Das Geschäft mit der NS-Raubkunst und der Fall Gurlitt. Berlin 2014; Hickley, Catherine: The Munich Art Hoard. Hitler's Dealer and His Secret Legacy. London 2015; Hoffmann, Meike; Kuhn, Nicola: Hitlers Kunsthändler. Hildebrand Gurlitt, 1895–1956. München 2016; Remy, Maurice Philip: Der Fall Gurlitt. Die wahre Geschichte über Deutschlands grössten Kunstkandal. München 2017.

² Tisa Francini, Esther; Heuss, Anja; Kreis, Georg: Fluchtgut – Raubgut. Der Transfer von Kulturgütern in und über die Schweiz 1933–1945 und die Frage der Restitution. Zürich 2001 (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Bd. 1).

Rogger, Franziska: Marthe Gosteli. Wie sie den Schweizerinnen ihre Geschichte rettete.

Bern: Stämpfli 2017. 212 S.

Nach Franziska Roggers 2015 im NZZ-Verlag erschienener Monografie *«Gebt den Schweizerinnen ihre Geschichte!»*. Marthe Gosteli, ihr Archiv und der übersehene Kampf um das Frauenstimmrecht kam 2017 zum hundertsten Geburtstag der bürgerlichen Frauenrechtlerin Marthe Gosteli eine weitere, in grossen Teilen identische und als Biografie deklarierte Dokumentation heraus: Entlang ihres Lebenswegs werden Gostelis Erinnerungen – «Ich war die erste Frau im Vorstand des Reitvereins» –, Vermutungen – «Es ist anzunehmen, dass aus dem Hause Gosteli-Salzman mindestens Tante Marie die Petition unterzeichnet hat» – und Erkenntnisse zu politischen Ereignissen im Zeitraum zwischen den Abstimmungen zum Frauenstimmrecht von 1959 bis 1971 ausgeführt. Gostelis grosses Verdienst, viele Akten der Frauengeschichte gerettet, gesammelt und archiviert zu haben, wird dagegen auf nur rund zehn Seiten ausgeführt.

Die «Tochter aus gebildetem, wertkonservativem Milieu und ländlicher Oberschicht» absolvierte keine Berufslehre, keine höhere Ausbildung, lediglich die Sekundarschule sowie einen Welschlandaufenthalt im Internat und erhielt ein Diplom der Fortbildungsschule – nicht an der Neuen Mädchenschule, wie Rogger dies mehrmals betont, sondern an der Städtischen Mädchenschule. Bis zum Kriegsbeginn 1939 machte sie wie ihre ältere Schwester einen zweijährigen Au-pair-Aufenthalt bei einer Bankiersfamilie in Kent, nach ihrer Rückkehr arbeitete sie in einer von der älteren Schwester vermittelten Stelle in der Medienabteilung des EMD und auf dem elterlichen Gutshof. Ab 1953, die Schwester hatte wiederum den Weg geebnet, führte sie das amerikanische Filmarchiv der US-Botschaft und lernte hier nicht nur das «Handwerk des Archivierens und der Werbung» kennen, sondern erlebte am eigenen Leib, wie selbstverständlich Gleichberechtigung und Frauenförderung in Amerika schon damals waren. Bis 1964 verfolgte Gosteli den Kampf um die Frauenrechte nur «aus der Distanz». Obwohl sie von 1964 bis 1968 den Frauenstimmrechtsverein präsidiert hatte, nahm sie nicht am Marsch nach Bern teil; genau dieses Ereignis mit dem von Emilie Lieberherr organisierten Pfeifkonzert ist aber in kollektiver Erinnerung geblieben. Im Abstimmungskampf von 1971 fochten organisierte Frauen sämtlicher Parteien gemeinsam und stellten sich hinter ein Ja. War das Resultat den «Taktikerinnen der Arbeitsgemeinschaft», die Gosteli von 1970 bis 1971 präsidierte, zu verdanken, dem «offenen Kampf der jungen Frauenrechtlerinnen» oder war die Zeit «endlich» reif? Für Gosteli war die Schweizer Frauenbewegung für diese «wirksamste unblutigste Revolution aller Zeiten» verantwortlich, die allerdings im Kanton Appenzell-Innerrhoden erst 1990 mit Bundesgerichtsentscheid

zwangsweise vollendet werden konnte. Gosteli äussert sich sehr ehrlich über ihre Unsicherheiten und Hemmungen als Nichtakademikerin, über Unstimmigkeiten in Frauengremien im Zusammenhang mit dem ihr attestierten «diktatorischen Gehabe», aber sie würdigt auch die Verdienste anderer Frauen – Vorgängerinnen in der Frauenbewegung oder Frauen anderer Parteizugehörigkeit, wie die «militantere» Marie Böhlen.

Warum also will sich bei der Lektüre keine eigentliche Stimmigkeit einstellen? Vielleicht liegt es daran, dass wir das meiste bereits im ersten Buch gelesen haben. Ferner kann man über weite Strecken nicht genau zwischen den Aktivitäten Gostelis und der breit ausgeführten ergänzenden Geschichte der Frauenbewegung unterscheiden. Wo genau war Marthe Gosteli persönlich beteiligt? Die Akten ihrer eigenen Tätigkeit im Frauenstimmrechtsverein Bern fehlen. Merkwürdig mutet an, wenn Rogger einmal mehr betont, dass Historiker und Historikerinnen die bürgerliche Frauenbewegung zu wenig gewürdigt hätten, und wiederum mit der neuen Frauenbefreiungsbewegung FBB hadert: Die «revolutionären Frauen» hätten gemäss ihrer Ideologie «eine kompromisslose Zerstörung des Establishments und der alten kapitalistischen Welt» angestrebt. Bei Beatrix Mesmer heisst es zum gleichen historischen Moment: Die Vertreterin der 68er erklärte, «mit dem Stimmrecht allein sei die Emanzipation nicht zu erreichen», es gehe darum, «die bestehende gesellschaftliche Aufgabenteilung zu hinterfragen».¹

Im hohen Alter wurde Gosteli mit Preisen und einem Ehrendokortitel geehrt. Jedoch ist sie meines Erachtens nicht die «Grande Dame der Frauenbewegung», vielmehr erkannte sie im richtigen Moment den Wert der Dokumentation einer wichtigen schweizerischen Entwicklung. Die Verhandlungen zur (finanziellen) Weiterführung der Gosteli-Stiftung, die sie gegründet hat, sind nach ihrem Tod auf Bundesebene angelangt.² Gerne würde man mehr über dieses Archiv erfahren. Offenbar stammt der Grundstock aus der Tätigkeit des Bundes Schweizerischer Frauenvereine (BSF). Gosteli erhielt vom BSF-Vorstand ab 1969 die «Kompetenz», diese Quellen zentral zu sichern. Ergänzt wurde dieser Bestand des BSF durch die Sammlung von Agnes Debrit-Vogel, die in unermüdlicher Kleinarbeit Hunderte von Lebensbildern engagierter Frauen verfasst und der Nachwelt erhalten hatte. Als im Lauf der 1970er-Jahre ein Teil der Bibliothek des BSF verkauft werden sollte, sich weder staatliche noch wissenschaftliche Kreise besonders dafür interessierten, «rettete» Gosteli die Bestände zur Frauengeschichte. Wie aber ging nun die Archivierungsarbeit weiter? Wie wählte sie aus, wenn sie Dokumente in Nacht- und Nebel-Aktionen «aus feuchten Kellern» rettete? Was landete aus welchen Gründen in Worblaufen, was im Sozialarchiv in Zürich?

Dank den aussagekräftigen Fotos und den prägnanten Aussagen Gostelis wirkt die Lektüre trotz allem lebendig und authentisch. Wir lernen mit diesem Buch, wie sich punktuelle subjektive Erinnerungen einer Zeitzeugin und Pionierin mit historischen

Ereignissen vermischen und dass jeder Autor, jede Autorin mit einer eigenen Geschichte an eine Arbeit geht.

Katharina Kellerhals, Bern

- ¹ Mesmer, Beatrix: Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971. Zürich 2007, 320.
- ² Vgl. die gleichlautenden Postulate von Doris Fiala, Barbara Schmid-Federer, Susanne Leutenegger Oberholzer, Maya Graf und Kathrin Bertschy vom 15.9.2017.

Salvisberg, Melanie: Der Hochwasserschutz an der Gürbe. Eine Herausforderung für Generationen (1855–2010).

Basel: Schwabe 2017 (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte [WSU], Bd. 7). 406 S.

Die Autorin hat dieses Buch im Anschluss an ihr Geschichts- und Geografiestudium als Dissertation am Historischen Institut der Universität Bern verfasst. Überdies erschien im selben Verlag ein entsprechendes populärwissenschaftliches Buch mit dem Titel *Die unzählbare Gürbe*. Die vorliegende Rezension bezieht sich aber nur auf die Dissertation. Diese umfasst sieben eigentliche Kapitel, denen drei weitere als Kapitel bezeichnete Verzeichnisse der Abkürzungen, Abbildungen, Quellen, Literatur, Schadensereignisse und Hochwasserschutzprojekte folgen.

Nach einem einleitenden Kapitel 1 wird in Kapitel 2 die Gürbe, ein südlich von Bern in die Aare mündendes Wildwasser, charakterisiert und als wichtiges Landschaftselement vorgestellt. Ihre verhältnismässig häufigen Hochwasser und deren Auswirkungen sind das Thema von Kapitel 3. Dann stellt Kapitel 4 den Kontext zu den Hochwasserereignissen in der ganzen Schweiz her und skizziert die Entwicklung der rechtlichen Grundlagen für den Hochwasserschutz. Kapitel 5 fokussiert dem Buchtitel entsprechend auf die an der Gürbe vorgenommenen Hochwasserschutzmassnahmen, die in Kapitel 6 aus verschiedenen einstigen und heutigen Perspektiven beurteilt werden. Das letzte Kapitel unterstreicht zusammenfassend die wichtigsten Erkenntnisse und Folgerungen.

Es ist zu begrüßen, dass sich das Buch der Geschichte eines kleinen Gewässers widmet. Die Gürbe ist ja bloss etwa 30 km lang und entwässert ein Einzugsgebiet von nur 130 km². Doch weist die Schweiz viele solche Gewässer auf, die zwar jeweils ihren eigenen Charakter besitzen, aber eben doch Gemeinsamkeiten aufweisen. Dazu gehört der Umstand, dass die Hochwasserabflüsse den normalen Abfluss um ein Vielfaches übersteigen. Im Fall der Gürbe ermöglicht es die überaus dichte Quellenlage, in die

Einzelheiten zu gehen und zu zeigen, dass die Gewährleistung des Hochwasserschutzes eine Komplexität aufweist, wie sie gewöhnlich nur Grossprojekten zugeschrieben wird. Und deshalb wird diese Aufgabe wohl mancherorts unterschätzt. Angenehm ist, dass sich Melanie Salvisberg einer klaren und ausgewogenen Darstellung bedient, um die miteinander verwobenen technischen, finanziellen und politischen Einflüsse aufzuzeigen. Vielleicht hätte sie dabei die heutige Rolle der Versicherungen noch mehr herausstreichen können.

Dezent nimmt Melanie Salvisberg Abstand zum Abholzungsparadigma, das Ende des 19. Jahrhunderts und später die Abholzung der Wälder als «Wurzel des Übels» betrachtete und Aufforstungen im Einzugsgebiet und selbst entlang der Gewässer forderte. Denn die «Wurzel des Übels» liegt bei der Gürbe wie bei verwandten Wildwassern eindeutig in den Starkniederschlägen, die das Einzugsgebiet treffen. Heute würde man die erwähnten Aufforstungen deshalb einfach als weitere Zielsetzung neben den Hochwasserschutz, die Landgewinnung, die Entsumpfung, die Güterzusammenlegung usw. stellen. Und nach Ansicht des Rezensenten sind heute auch die in den 1990er-Jahren einsetzenden Renaturierungsmassnahmen Teil einer solchen Mehrfachzielsetzung.

Melanie Salvisberg untersucht unter anderem auch die Frage nach der Motivation für den Hochwasserschutz. Was löste letztlich einen Baubeschluss aus? Es war immer wieder ein Hochwasserereignis mit grossen Schäden. So banal diese Feststellung klingen mag, so bedeutsam ist sie. Die betroffene Bevölkerung schlitterte nicht einfach in die Armut oder wanderte aus. Es gab zwar in der Schweiz entsprechende, wenn auch begrenzte Auswanderungsbewegungen. Aber über alles gesehen, ist der Wille zur Behauptung gegenüber Naturgefahren stark verbreitet – der Alpenraum wäre anders wohl nur spärlich besiedelt. Man kennt ja aus dem nahen und fernen Ausland genügend Beispiele von Naturkatastrophen, die ausser vollmundigen Deklamationen von Regierungsstellen keine Gegenmassnahmen auslösten. Im Gürbetal aber sorgte ein kompliziert anmutendes, jedoch letztlich wirksames Zusammenspiel von Bund, Kanton, Gemeinden und Zweckverbänden für eine fortwährende Verbesserung des Hochwasserschutzes. Und der steigende Bevölkerungsdruck mit den ihn begleitenden Wohn-, Gewerbe- und Verkehrsbauten macht solche Verbesserungen zur Daueraufgabe. Politschlagworte, wie «die Gürbe gilt es unschädlich zu machen», gehören, wie Melanie Salvisberg ausführt, der Vergangenheit an. Denn vor weiteren Schäden ist man – dafür sorgt die Dynamik der Natur – nicht gefeit.

Wer wird das vorliegende Buch lesen? Zum einen jene Historiker, die ähnliche Übersichten verfassen wollen. Man hat sich ja in der Vergangenheit ausgiebig mit kriegerischen Auseinandersetzungen befasst, dank denen eine Region verteidigt oder erweitert wurde. Man darf sich deshalb heute vermehrt der Sicherung des Lebensraums vor

Naturgefahren widmen. Zum anderen sollten auch Planer von integralen Hochwasserschutzmassnahmen das Beispiel «Gürbe» beachten.

Daniel L. Vischer, Zürich

Schweizer, Jürg et al.: Die Schlösser in Oberdiessbach.

Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 2018 (Schweizerische Kunstführer, Nr. 1033). 100 S.

Diese umfangreiche und aufwendig illustrierte Publikation ist glücklichen Umständen zu verdanken. Der ganze Komplex des Alten und des Neuen Schlosses in Oberdiessbach befindet sich seit Jahrhunderten im Besitz der Familie von Wattenwyl, der die Erhaltung ihres Sitzes stets ein Anliegen war. Das Äussere des repräsentativsten Teils der Schlossanlage, des im 17. Jahrhundert erbauten Neuen Schlosses, ist bis heute unbeschädigt erhalten geblieben. Die Gestaltung der Wohn- und Repräsentationsräume und der Gärten lässt sich sozusagen lückenlos verfolgen. Martine und Sigmund von Wattenwyl, die elfte Generation der Besitzer und Bewohner, ergriffen die Initiative zu diesem Kunstführer. Sie wählten die entsprechenden Fachleute und öffneten ihnen Tür und Tor ihrer Schlösser. So konnten die Staatsarchivarin Barbara Studer Immenhauser, der Familienhistoriker Hans Braun, der Archäologe Armand Baeriswyl und der Kunsthistoriker Georges Herzog unter der Leitung von Jürg Schweizer, dem ehemaligen Denkmalpfleger des Kantons Bern, die Geschichte der Schlösser auf den hundert Seiten der vorliegenden Publikation zusammenfassen. 2018 wurde mit diesem Kunstführer, öffentlichen Darbietungen und einem «Son et lumière»-Spektakel der 350. Geburtstag des Neuen Schlosses gefeiert.

Die Geschichte der Schlösser in Oberdiessbach beginnt mit der Burg Diessenberg, dem Mittelpunkt der Tvingherrschaft Diessbach vom 13. bis ins 15. Jahrhundert. Seit dem 15. Jahrhundert zerfiel sie, und heute ist sie nur noch an wenigen Mauerresten erkennbar. Der älteste Teil der heute erhaltenen Schlösser ist die Ringmauer, die bezeugt, dass die damaligen Tvingherren, die Familie von Diesbach, im 15. Jahrhundert ihren Sitz in das Dorf Diessbach verlegten. Das Kornhaus, das untere Tor und die Schlossscheune, alle an die Ringmauer angelehnt und heute «Altes Schloss» genannt, werden seit ihrer Entstehung im 16. Jahrhundert bis heute bewohnt und benützt. Die grosse Stunde in der Geschichte der Schlösser in Oberdiessbach schlug 1648, als Albrecht von Wattenwyl die ganze Tvingherrschaft Diessbach in seinen Besitz brachte. Sein im Sold von Ludwig XIV. angehäuften Vermögen gestattete ihm den Bau eines vorher in Bern nie gesehenen Herrschaftshauses auf dem Lande. Erstmals sollte dieses nicht mehr die

Züge eines wehrhaften Schlosses, sondern die eines herrschaftlichen Sommerhauses tragen. Im Winter lebte die Familie im Alten Schloss und in ihren Häusern in der Stadt Bern. Nach dem Studium mehrerer Entwürfe entschied sich Albrecht von Wattenwyl für den Architekten Jonas Favre aus Neuenburg. Dieser betreute den heutigen Bau von dessen Baubeginn bis zur Aufrichtung des Rohbaus und anschliessend mehrere Jahre während der Vollendung des Äusseren und der Ausstattung des Inneren.

Vorbildlich sind im vorliegenden Führer die Vorstufen, die Planung und der Bauvorgang des Neuen Schlosses aufgelistet und illustriert. Der Grundstein wurde am 27. April 1668 gelegt. Am 23. August 1669 wurden die Dachstühle aufgesetzt, nachdem 5388 Tagewerke geleistet worden waren. Im folgenden Jahr wurden die Hof- und Gartenportale, die Gartenkabinette sowie die Kamine errichtet und verputzt und das Kanalsystem angelegt. Dieses funktioniert bis heute. Die entsprechenden Pläne befinden sich im Schlossarchiv, sind jedoch bis heute nur zum Teil publiziert. Die folgenden Abschnitte im Kunstführer gelten der architektonischen Würdigung des weitgehend unverändert erhaltenen Äusseren und der Geschichte der Einrichtung im Inneren. Dieses, charakterisiert durch die monumentale Treppenanlage zwischen den beiden zweistöckigen Flügeln, wurde ab dem 17. Jahrhundert mit flandrischen Ledertapeten ausgestattet. In die reich und farbig durchgestaltete Wanddekoration sind Bilder auf Leinwand integriert und eingelassen. Der Auftrag zu diesen Bildern ging an den Maler Albrecht Kauw, der in Bern eine reichhaltige Tätigkeit als Maler und Kunsthändler entwickelt hatte. Ein Stilleben mit einem Hasen, mit Vögeln, Aprikosen, Äpfeln und Zwetschgen in einer weissen Fayenceschale mit blauem Blumendekor gibt Einblick in das Leben der Land- und Schlossbesitzer des 17. Jahrhunderts. Die Fortsetzung der Geschichte der Kultur des bernischen Patriziats im 18. Jahrhundert geht aus der Ausstattung der Salons mit Tapisserien aus Aubusson, mit Mobiliar, Spiegeln und Konsolen aus der Werkstatt der Familie Funk, mit Möbeln von Johannes Aebersold und mit Kachelöfen aus verschiedenen Werkstätten hervor. Im 19. Jahrhundert blieb das Innere weitgehend von Eingriffen verschont, während die Gartenanlage wesentliche Veränderungen erfuhr, namentlich durch den Architekten Johann Daniel Osterrieth. Über neuere Massnahmen schweigt sich der Führer aus. Hier sind etwa die 2018 installierten Glasleuchten im Treppenhaus zu erwähnen: Werke der Künstler Jan Plecháč und Henry Wielgus aus der «Neverending Glory Collection» des tschechischen Hauses Lasvit.

Im Kunstführer ergänzt eine bebilderte «Eigentümertafel» vom 13. beziehungsweise 17. Jahrhundert die Geschichte und die Kunst der Schlösser bis heute. Sehr willkommen sind die Erklärungen architektonischer Begriffe. Die Legenden zu den Abbildungen können, so ausführlich sie sind, die fehlenden Anmerkungen zum Text nur teilweise ersetzen. Auch die Erläuterungen zu den einzelnen Künstlern und ihren Werken sind der

nötigen Knappheit des Kunstführers geopfert. So wird zwar die Biografie des Malers Albrecht Kauw auf einer eigenen Seite hervorgehoben, aber diejenige des Architekten Jonas Favre ist lediglich im Abschnitt über die Würdigung des Neuen Schlosses angedeutet. Dessen Bedeutung in der Kunstgeschichte der Schweiz ruft nach einer wissenschaftlichen Publikation, zu der der vorliegende Kunstführer ein vielversprechender Ansatz wäre.

Hans Christoph von Tavel, Yens

Tschirren, Hans Markus: Geschichten aus der Matte. Alte Mätteler erzählen.

Thun/Gwatt: Werd & Weber 2018. 176 S.

Hans Markus Tschirren versteht sein Buch als ein Stück Kulturgeschichte eines Quartiers, in dem sich im Kampf gegen Armut, Krankheit und Hochwasser ein starkes Gemeinschaftsgefühl entwickelte. Er hat die Kindheitserinnerungen alter «Mätteler» gesammelt und herausgegeben. Der Band umfasst die Erzählungen von sechs Männern und einer Frau, die Zeugnis ablegen von einer Kindheit unter aus heutiger Sicht eher schwierigen Umständen. Gleich zu Beginn des Buches werden die Erzählerin und die Erzähler mit Namen, Lebensdaten, Foto und einer Kurzbiografie vorgestellt, was dem Band zusätzliche Glaubwürdigkeit verleiht. Der Übersicht zuliebe präsentiert Tschirren die Geschichten in den drei Teilen «Zuhause in der Matte», «In der Schule» und «Unterwegs». Mit «Unterwegs» ist gemeint, dass die Kinder ihre Freizeit meist nicht zu Hause verbrachten, sondern zusammen mit andern auf der Strasse. Damit ist auch schon gesagt, dass es sich um eine Kindheit vor der Zeit von Fernsehen und Computerspielen handelt – für die heutigen Kinder und Jugendlichen wohl kaum mehr vorstellbar. Genau dies dürfte das leicht lesbare Buch trotz der analogen Erscheinungsform auch für die jüngste Generation interessant machen. Man könnte sogar so weit gehen, zu sagen, dass ein Buch die einzig adäquate Form für diese Geschichten ist. Dazu passt das liebevoll zusammengestellte Bildprogramm. Den Texten auf der rechten Seite steht auf der linken immer eine Fotografie gegenüber. Die zeitgenössischen Abbildungen stammen sowohl aus öffentlich zugänglichen Archiven als auch aus Privatbesitz. Zu etlichen Erzählungen hat jedoch die Fotografin Alexandra Hertig extra passende Aufnahmen gemacht. So unterstützen die Bilder die anschaulichen Texte, was dem Band einen ganz speziellen Reiz verleiht. Längst nicht alle diese Geschichten sind typisch für die Matte – sie hätten sich irgendwo abspielen können. Typisch sind sie aber für ein Quartier, dessen Bevölkerung insgesamt nicht auf Rosen gebettet war und wo die Kinder nicht nach heutigen

Masstäben (früh-)gefördert wurden. So erfährt man beispielsweise auf Seite 79, dass aus einer Klasse von 32 Schülerinnen und Schülern nur drei Knaben die Sekundarschule besuchten (Angaben zu den Mädchen fehlen). Etliche der Geschichten drehen sich darum, wie die Kinder in ihrer Freizeit etwas Geld zu verdienen versuchten. Auch die Sparsamkeit zu Hause kommt direkt oder indirekt immer wieder zur Sprache. Ins gleiche Kapitel gehören Erinnerungen an zu enge Wohnverhältnisse oder an selbst gebasteltes Spielzeug. In verschiedenen Variationen kommen auch die damaligen Erziehungsmethoden vor. Es werden Körperstrafen erwähnt, die heute verpönt sind, damals jedoch nicht infrage gestellt wurden. Die Betroffenen selbst empfinden diese offensichtlich auch heute noch als nicht allzu belastend, werden sie doch immer wieder verständnisvoll und gelegentlich mit einem Augenzwinkern erwähnt. Dieser Zug ins Humorvolle zieht sich durch das ganze Buch hindurch. In verschiedenen Fällen ist es schwer herauszuspüren, ob die Erzählenden schon in ihrer Kindheit über verschiedene Episoden lachen konnten oder ob das Lachen erst im Rückblick kam. Typisch für diese Erzählweise ist die Geschichte, wie für den im Singen nicht besonders begabten Schüler Marcel Sommer die Note in diesem Fach zustande kam: «Peter Bucher wohnte nicht weit von uns und darum wurde er einmal auserwählt, mit mir im Duett zu singen. Bei ihm zu Hause übten wir. Aber eben: Zwei leere Flaschen ergeben keine volle. Unser Duo war für die Klasse ein toller Erfolg, aber beim Lehrer kamen wir nicht gut an. Es gab wieder einmal Ohrfeigen und eine Null im Zeugnis.» Ein grosser Teil der in den 1940er- und 1950er-Jahren Aufgewachsenen dürfte in diesen Geschichten viel Vertrautes wiederfinden. Für alle andern bietet das Buch einen spannenden, weit über den Einzelfall hinausweisenden Einblick in eine noch gar nicht so lange vergangene Welt.

Philipp Stämpfli, Bern

Vieli, Isabelle: «Wenn die Tochter der Hochalp in ihre weissen Gewänder gehüllt zu Tale donnert». Der Lawinenwinter 1887/88 im Berner Oberland.

Bern: Open Publishing 2017 (Berner Studien zur Geschichte, Reihe 1: Klima und Naturgefahren in der Geschichte, Bd. 1). 56 S.

Lawinen sind Naturphänomene, die es in den Alpen seit Menschengedenken gibt. Als Naturkatastrophen werden Lawinenniedergänge jedoch erst dann gewertet, wenn Menschen oder ihre Infrastruktur zu Schaden kommen. Die Klassierung von Lawinen wird dementsprechend in der Regel über das Ausmass des Schadens vorgenommen. Isabelle Vieli beschreibt in der vorliegenden Publikation, deren Grundlage ihre Bachelorarbeit an der

Universität Bern ist, den Lawinenwinter 1887/88, in dessen Verlauf im Gebiet der Schweiz über tausend Lawinen niedergingen, wovon 170 als Grossschadenslawinen eingestuft wurden. Besonders stark betroffen waren dabei die Kantone Tessin, Graubünden und Wallis. Lawinenbedingte Schäden ereigneten sich auch im Berner Oberland, das im Fokus von Vielis Untersuchung liegt. Die Autorin analysiert Personen- und Sachschäden während des Lawinenwinters und inwiefern sich diese in der Verbauungspolitik des Kantons Bern niederschlugen. Dabei greift sie auf die Beschreibungen des ersten eidgenössischen Oberforstinspektors und Gebirgstopografen Johann Coaz zurück, die sich auf das Berner Oberland beziehen. Ebenso als Quellen dienen eine Monografie von Thomas Bruhin, die 1888 erschien, Ausgaben verschiedener Berner Zeitungen aus dem Untersuchungszeitraum sowie Akten der Berner Regierung und aus den betroffenen Berner Amtsbezirken, Gemeinden, Bäuertergemeinden und Kirchgemeinden.

Vieli thematisiert zunächst die klimatischen und topografischen Gegebenheiten des Berner Oberlandes und in groben Zügen die Lebensumstände seiner Bewohner, bevor sie auf den Zustand und die Bewirtschaftung der Wälder, den Stand des Wissens über Lawinen und die Wahrnehmung von Wald der damaligen Bevölkerung eingeht. Daraufhin stellt die Autorin den Witterungsverlauf des Winters vor und widmet sich der Lawinentätigkeit im Berner Oberland. Im Zentrum stehen dabei die Amtsbezirke Lauterbrunnen und Saanen, das Gadmen-, das Guttannen- und das Urbachtal sowie das Oberhasli. Auf die verhältnismässig milden Monate November und Dezember 1887 folgten im letzten Dezemberdrittel Temperatursturz und Schneefall. Der Januar zeichnete sich vor allem durch Temperaturschwankungen mit kurzfristigem Tauwetter aus, während Februar und März aussergewöhnlich schneereich waren. Die meisten Lawinnenniedergänge waren denn auch im Februar und vor allem im März 1888 zu verzeichnen. Vieli stellt die 26 Lawinenergebnisse des untersuchten Winters jeweils kurz dar und nennt Tote, Verletzte und Schäden. Die Ergebnisse sind darüber hinaus in einer übersichtlichen Tabelle dargestellt.

Als Folge der Niedergänge von Schadenslawinen organisierte der Schweizerische Alpen Club SAC eine Spendensammlung, deren Ergebnisse von Vieli präsentiert werden, bevor sie sich in einem weiteren Kapitel einer Einordnung der Berner Ereignisse in den gesamteidgenössischen Kontext widmet. Abschliessend wirft die Autorin einen Blick auf die vermehrte Aufforstungstätigkeit im Berner Oberland, die nach dem Lawinenwinter einsetzte.

Vielis Untersuchung zeichnet sich durch Detailtreue, eine zeitaufwendige Bearbeitung eines umfangreichen Quellenkorpus und eine solide Einordnung in den eidgenössischen Kontext aus. Die Publikation folgt dabei dem klassischen Aufbau einer universitären Prüfungsarbeit. An einigen Stellen fällt die Argumentation eher kurz aus, was aber dem Umstand geschuldet ist, dass in einer Bachelorarbeit die Seitenlänge limitiert ist. Das Werk

ist mit detailreichen und übersichtlichen Tabellen, Karten und einer Fotografie eines Lawinenkegels von 1889 ausgestattet. Der Autorin ist eine überzeugende Analyse des Lawinenwinters 1887/88 im Berner Oberland gelungen, eines Themas, das in der Forschung bisher noch kaum Aufmerksamkeit genossen hat. Sie macht deutlich, wie sich das Ausmass der Ereignisse nicht nur von Kanton zu Kanton stark unterschied, sondern auch von Tal zu Tal, und dass im Fall des Berner Oberlands andere Lawinenwinter weit schadenreicher waren. Für die langfristige Lawinenprävention stellte dieser Winter aber auch im Kanton Bern eine wichtige Landmarke dar.

Chantal Camenisch, York (UK)

Weber, Georg (Hrsg.): Rebellion unter Laubenbögen. Die Berner 1968er Bewegung.

Basel: Zytglogge 2017. 272 S.

Als 68er-Bewegung bezeichnet die Geschichtswissenschaft eine Protestwelle der 1960er- bis 1970er-Jahre, die sich gegen vorherrschende soziale, kulturelle und politische Normen richtete. Die Deutung und Wirkungsgeschichte der 68er-Bewegung ist in der historischen Forschung auch fünfzig Jahre danach immer noch umstritten. Das Fünfzig-Jahr-Jubiläum von 1968 löste einen weiteren Historisierungsschub in Form von Publikationen, Zeitungsartikeln oder Ausstellungen aus. Ueli Mäder beispielsweise untersucht in seinem Buch *68 – was bleibt?* die Wirkungsgeschichte von 1968 in der Schweiz, und in der von Samuel Geiser und anderen herausgegebenen Publikation *Revolte, Rausch und Razzien* steht die Biografie von Berner 68erinnen und 68ern im Zentrum. Der von Georg Weber herausgegebene Band *Rebellion unter Laubenbögen: Die Berner 1968er Bewegung* reiht sich in die Erinnerungsgeschichte von 1968 ein. Das Buch gliedert sich in eine Einleitung, sieben in sich geschlossene thematische Kapitel und ein Nachwort. Die Einleitung verfasste der Publizist und Philosoph Georg Kohler, der 1968 als «Titel einer kulturellen, nicht einer politischen Revolution» (S. 11) begreift, die den Weg zu einer liberaleren Gesellschaft wies.

Die Publikation legt den Fokus auf die alternative Berner Kulturszene mit einem zeitlichen Schwerpunkt in den 1960er-Jahren. Weber widmet sich neben der Berner Literaten- und Musikszene dem Diskussionskeller Junkere 37, einem Podium für junge Schriftsteller und einem Forum, in dem Teilnehmende kulturelle Gegenentwürfe diskutierten und vorherrschende Lebensstile hinterfragten. Ein weiteres Kapitel behandelt die von der Architektengemeinschaft Atelier 5 in moderner Bauweise realisierte Siedlung Halen nördlich von Bern, die für eine neue Art des Zusammenlebens steht. Fred Zaugg beschreibt

in seinem Beitrag die alternative Theaterszene in Bern und im Speziellen das Galerie-theater «Die Rampe», das avantgardistische Stücke, literarisches Kabarett oder Chanson-abende programmierte. François Grundbacher wiederum verfasste einen Artikel zur Kunsthalle Bern, in der Direktor Harald Szeemann Ende der 1960er-Jahre in verschiedenen Ausstellungen die Avantgarde der internationalen Kunstszene versammelte. Symbolhaft dafür steht die 1968 von Christo verpackte Kunsthalle. Weber wendet sich ausserdem in einem Kapitel einer politischen Bewegung zu: der Studentengruppierung Forum politicum, die ihr universitätspolitisches Engagement mit grundsätzlicher gesellschaftlicher Kritik verband und diese mit Aktionen öffentlich machte.

Der Buchtitel weckt Erwartungen, die der Buchinhalt nicht ganz zu erfüllen vermag. Was haben zum Beispiel die bereits in den 1950er-Jahren konzipierte Siedlung Halen und das 1958 gegründete Galerietheater «Die Rampe» mit 1968 zu tun? Der Bezug zur 68er-Bewegung kommt hier zu kurz. Die Autoren betonen den Ausbruch aus dem Gewohnten, der exemplarisch in neuen Ausdrucksformen in Literatur, Theater und Architektur, in der ebenfalls in der Kunsthalle gezeigten Konzeptkunst oder in der Verwendung von Mundart in der Rockmusik ersichtlich wird. Die Autoren verstehen also den Bruch mit Konventionen in der Nachkriegsgesellschaft als Bindeglied und zentrales Element der 68er-Bewegung. Zu vage bleibt aber die Bedeutung und Wirkung dieser Konventionsbrüche, die Beiträge bieten analytisch wenig. So wird das Ausbleiben einer tief greifenden gesellschaftlichen Umgestaltung, wie vom Forum politicum gefordert, knapp damit erklärt, dass es in Bern einen «lokale[n] Volkscharakter» gibt, «der auf Einvernehmlichkeit achtet» (S. 231). Jedenfalls wäre eine genauere Definition von 1968 hilfreich gewesen, um die vom Herausgeber getroffene thematische Auswahl zu verstehen und diese in der 68er-Bewegung von Bern – die Publikation zeigt nur eine Facette davon – verorten zu können. Augenfällig ist ferner, dass Frauen mit sehr wenigen Ausnahmen in den Darstellungen sowie unter den Zeitzeugen fehlen. Die Berner Kulturszene mag von männlichen Akteuren dominiert gewesen sein, jedoch ist 1968 auch die Zeit, in der Geschlechterrollen verstärkt hinterfragt wurden. Eine Reflexion über die Gründe der Absenz von Frauen in diesem Band wäre lohnenswert gewesen.

Die Übersichtsdarstellungen sind auf einer beschreibenden Ebene angesiedelt und mit unterhaltsamen Anekdoten angereichert. Zusätzlich beinhaltet der Band zahlreiche Fotografien von Protagonisten, Institutionen oder Veranstaltungen. Die Autoren basieren ihre Darstellungen auf bestehende Publikationen, Zeitungsartikel und Quellenmaterial wie das im Schweizerischen Literaturarchiv aufbewahrte Nonkonformismus-Archiv oder das Privatarhiv von Sergius Golowin, Autor und Mitgründer der Junkere 37. Auszüge aus Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ergänzen die Beiträge. Fussnoten werden eher punktuell eingesetzt, folglich bleibt bei einigen Textpassagen die Herkunft der

Quelle unklar. Das Buch stellt allerdings keinen wissenschaftlichen Anspruch. In die in einem essayistischen Stil verfassten Beiträge sind die subjektive Perspektive oder sogar eigene Erlebnisse der Autoren eingeflossen. Die Autoren, um 1950 oder früher geboren und in Bern aufgewachsen, sind gleichzeitig auch Zeitzeugen. Zaugg beschreibt zu Anfang seines Beitrags seine Vorgehensweise, die in ähnlicher Art für die ganze Publikation gelten dürfte: «Was hier festgehalten wird, sind Erinnerungen und Andenken, es ist Gesamtes und Dokumentiertes, Nahes und Weithergeholtes. Eine kleine Auswahl von allem, womöglich keine gerechte, mit Bestimmtheit keine ausgewogene» (S. 97). Den Autoren gelingt es so bis zu einem gewissen Grad, den Zeitgeist jener Epoche einzufangen. Lebhaft ist zum Beispiel die Erinnerung von Weber, wie er im Mai 1968 als Gymnasiaster per Autostopp mit Gleichgesinnten ans Jimi-Hendrix-Konzert nach Zürich reist.

Insgesamt gelingt es der reich illustrierten und anekdotischen Publikation anhand eines Streifzugs durch die alternative Kulturszene, den Zeitgeist und die Aufbruchsstimmung der Nachkriegsjahre in Bern zu beschreiben. Obschon die analytische Schärfe fehlt, leistet der Band mit seiner Chronik ausgewählter Berner Kulturinstitutionen und -szenen einen Beitrag zur Berner Lokalgeschichte.

Renate Schär, Siselen

Widmer, Paul: Bundesrat Arthur Hoffmann. Aufstieg und Fall.

Zürich: NZZ Libro 2017. 380 S.

In den vergangenen Jahren erschienen diverse Publikationen, die sich mit der wirtschaftlichen, militärischen, humanitären, migrationspolitischen und sozialen Rolle der Schweiz im Ersten Weltkrieg beschäftigten. In diesem Rahmen war auch die Haltung der Landesregierung Untersuchungsgegenstand. Allerdings wurde die Tätigkeit einzelner ihrer Exponenten während der Kriegsjahre nur am Rande beleuchtet. Das Buch über den Aufstieg und den Fall von Bundesrat Arthur Hoffmann des Historikers und alt Botschafters Paul Widmer trägt einen Teil zur Schliessung dieser Forschungslücke bei.

Der Fokus von Widmers Untersuchung liegt auf den Jahren von 1914 bis 1917, als der liberale Bundesrat Arthur Hoffmann die Führung des Politischen Departements innehatte. Während dieser Zeit startete der vom Autor als «mächtigster Bundesrat, den die Schweiz je hatte» (S. 10), bezeichnete Hoffmann verschiedene Vermittlungsversuche zwischen den Krieg führenden Ländern, wobei ihn der letzte im Jahr 1917 das Amt kosten sollte.

Widmer stellt in seinem Buch die Fragen, wie es zum Rücktritt Hoffmanns kommen konnte und welche politische Strategie der Vorsteher des Politischen Amtes während

des Ersten Weltkriegs verfolgte. Dabei stellt er die These auf, dass Hoffmann in seinem Bestreben nach Frieden eine doppelbödige Aussenpolitik betrieb und der Geheimdiplomats Hoffmann nicht das tat, was der Aussenminister Hoffmann sagte (S. 18).

Widmer stützt seine Untersuchung auf offizielle Akten, Zeitungen und Memoiren von anderen Zeitgenossen, da Hoffmann keinen schriftlichen Nachlass hinterliess (S. 10f.). Diese Quellenbasis lässt bezüglich der Person Hoffmanns trotz fundierter Recherche Raum für Interpretation, den Widmer auch immer wieder nutzt.

Um Hoffmanns Ambitionen und politische Ziele in den Kontext zu setzen, widmet der Autor das erste Kapitel der St. Galler Advokatendynastie Hoffmann. Er zeichnet das Bild eines Politikers, der sich, wie bereits sein Vater, durch «grosse Sachkenntnisse, intellektuelle Klarheit und redliche Beurteilung» auszeichnete (S. 44). Die restlichen Kapitel des Buches thematisieren das Wirken des liberalen Politikers in der Schweizer Landesregierung ab 1911 und insbesondere seine umstrittenen Vermittlungsversuche hinter den Kulissen. Obwohl der Autor Hoffmann eine gewisse Deutschfreundlichkeit zuspricht, die seiner Meinung nach zu dieser Zeit nichts Aussergewöhnliches war, glaubt er nicht an eine Parteinahme Hoffmanns zugunsten der deutschen Regierung (S. 11f.). Er zeigt aber auf, dass sich Hoffmann als Vorsteher des Militärdepartements in den Jahren von 1912 bis 1913 zum Protegé des deutschfreundlichen Oberstkorpskommandanten und späteren Generals Ulrich Wille entwickelte (S. 60–71).

Bundesrat Hoffmann verfügte nach Kriegsausbruch als Vorsteher des Politischen Departements und im Rahmen der dem Bundesrat zugesprochenen ausserordentlichen Vollmachten über umfassende Kompetenzen in der gesamten Aussenpolitik (S. 131). Von diesen machte Hoffmann in den Jahren von 1914 bis 1917 laut Widmer auf verschiedene Weise Gebrauch. Als Aussenminister vertrat er während seiner gesamten Amtszeit die klare Botschaft: Die Schweiz ist und bleibt neutral (S. 143). Damit schloss er jegliche Einmischung der schweizerischen Regierung in Verhandlungen zwischen den Krieg führenden Mächten aus. Als «Geheimdiplomats» hingegen startete er insgesamt fünf Vermittlungsversuche. So führte Hoffmann im Frühling 1916 beispielsweise geheime Gespräche über einen Separatfrieden zwischen Deutschland und Frankreich mit einem oppositionellen französischen Abgeordneten. Ausserdem versuchte er die Schweiz in verschiedenen Aktionen als bevorzugten europäischen Partner der bis Anfang 1917 neutralen USA zu positionieren. Schliesslich wurde Hoffmann sein fünfter Interventionsversuch zum Verhängnis. Bei den als «Hoffmann-Grimm-Affäre» bekannt gewordenen Ereignissen im Frühling 1917 unterstützte Hoffmann den sozialdemokratischen Politiker Robert Grimm bei den Verhandlungen um einen Separatfrieden zwischen Deutschland und Russland. Dabei handelte der Bundesrat ohne Einverständnis seiner Ratskollegen. Als die Aktion publik wurde, erklärte Hoffmann am 19. Juni 1917 seinen Rücktritt aus der Landesregierung.

Widmer sieht die Motivation Hoffmanns für diese Vermittlungsversuche einerseits in der Sorge um die eigene Bevölkerung, andererseits in seinem persönlichen Ehrgeiz. Im Lauf des Kriegs verinnerlichte Hoffmann laut Widmer den von ihm bei der Generalswahl geprägten Spruch «aussergewöhnliche Umstände erfordern aussergewöhnliche Massnahmen» und begann sogar von einem «schweizerischen Notrecht nach Frieden» zu sprechen (S. 199). Der Autor charakterisiert den Bundesrat in seinem Schlusskapitel denn auch als herausragende Persönlichkeit, die sich trotz ihrer Intelligenz des geopolitischen Umfelds ihrer Aussenpolitik zu wenig bewusst war und nicht erkannte, dass sie mit ihren Vermittlungsversuchen die strategischen Ziele der Zentralmächte unterstützte. Im persönlichen Bereich sieht der Autor Hoffmann als Opfer seines eigenen Machtstrebens (S. 331f.).

Widmer gelingt in seinem Buch ein überzeugendes Porträt eines machtbewussten und fähigen Politikers, der seine Kompetenzen in den Kriegsjahren mehrfach überschritt und die politischen Konsequenzen dafür ziehen musste. Die Vermittlungsversuche von Hoffmann werden dabei in den internationalen Kontext der diplomatischen Verhandlungen während des Ersten Weltkriegs eingeordnet. Bei den Beschreibungen und Würdigungen der diplomatischen Ränkespiele Hoffmanns kann Widmer auf seinen grossen Erfahrungsschatz als alt Botschafter der Schweiz zurückgreifen, was das Buch zusätzlich lesenswert macht. Allerdings hätte der Studie etwas mehr «wissenschaftliche Zurückhaltung» bei der zum Teil als fast heroisch beschriebenen Person Arthur Hoffmanns durchaus gutgetan.

Anja Huber, Winterthur